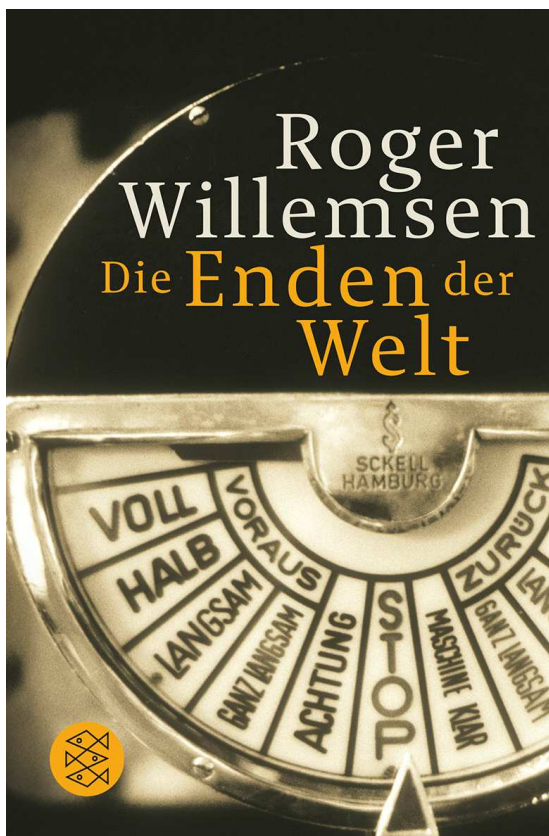


Roger Willemssen
Die Enden der Welt



Preis € (D) 10,99 | € (A) 11,30 | SFR 16,50

ISBN: 978-3-596-17988-6

544 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Toraja

Unter Toten

Mein Freund Hannes war ein kleingewachsener Beau mit stattlichem Schädel, dichtem, nach hinten gestriegeltem Schwarzhaar und einem Totenkopf auf dem Ring. Mehr noch als mein Freund war er mein Mentor, der manchmal nuschelnd Monologe über die Todesdarstellungen an mexikanischen Kalvarienbergen, über die Mumien gewölbe von Palermo oder über den nekrophilen Holzschnyder Posada und seine Totentänze hielt. Wo immer er sie fand, in der Folklore, im Kunstgewerbe, in der Sepulkralskulptur, auf Glanzbildern oder im Jahrhundertwende-Kitsch, überall sammelte Hannes Todesdarstellungen.

Seine gesamte Wohnung, ein Altbau mit verschlungenen Korridoren, ein wahrer »Bau« also, war mit Skeletten bevölkert, grinsenden, tanzenden, reitenden, grabenden, Wache haltenden, kopulierenden, immer grotesken Knochenmännern mit großen, vorwurfsvollen Augenhöhlen. Freunde und Besucher hatten so ihre Meinungen zu der Sammelleidenschaft, die dies zusammengetragen hatte. Doch wie Hannes war, interessierte er sich wenig für die Theorie, er objektiviere hier nur seine eigene Angst –

er interessierte sich überhaupt nicht besonders für sich selbst –, vielmehr sah er der Menschenphantasie bei ihrer Beschäftigung zu, so, wie sie selbstvergessen den Tod in die Welt krakeelte.

Als eine unmittelbare Ableitung davon war Hannes alles Kreatürliche kostbar. Er traute einfach dem Körper in seinen spontanen Lebensäußerungen mehr als der Moral. Dem Sex, dem Kotzen, Kacken, Pissen, Husten, Furzen, Erröten, Eregieren schrieb er eine gewisse Lesbarkeit zu, Blut, Samen, Säfte, alles teilte sich mit, Lebensäußerungen im Wortsinn, das waren sie.

Dann habe ich mich eines Tages angeschickt, für ein halbes Jahr nach Südostasien zu reisen, und auch Sulawesi, das alte Celebes, wie die Insel noch hieß, als man auch »Batavia« zu »Jarkata« sagte und »Ujung Pandang« zu »Makassar«, stand auf meinem Routenplan. Ich verabschiedete mich von Hannes, der sich von seinem mit Totenkopf-Netsukes bedeckten Schreibtisch erhob, sich umarmen und küssen ließ, und empfing dafür seinen Rat:

»Wenn du wirklich bis nach Sulawesi kommst, dann reise unbedingt ins Toraja-Land, die Gegend von Rantepao! Du wirst die berühmten Pfahlbauten mit ihren bunt bemalten Satteldächern sehen, und wenn du kannst, dann besuche eine Totenfeier. Sie zelebrieren dort ein paar der originellsten Totenkulte der ganzen Welt.«

Ja, ich hatte gehört von diesen hochbeinigen Pfahlbauten, geschwungenen, ganz ohne Nägel gebauten Wohnschiffen mit den Bambusdächern, den gemalten Friesen

auf den Giebeln, den Schnitzarbeiten, den Büffelschädeln an der Fassade, den Reisspeichern gegenüber. Fabelhafte Leute waren diese Toraja, einem kambodschanischen Seefahrergeschlecht entsprungen, vor den muslimischen Kriegern an der Küste ins Landesinnere der orchideenförmigen Insel geflohen und dort in unwegsamen Tälern heimisch geworden. Sie waren zwischen alle Religionen gefallen. Im Wesentlichen animistisch und vom Fortleben der Toten am alten Lebensort überzeugt, nahmen sie muslimische Elemente in ihre Glaubenspraxis auf, und, als die ersten Missionare kamen, gleichermaßen christliche.

Den weiten Weg von Ujung Pandang, der Hauptstadt von Sulawesi, ins Hochland von Tana Toraja habe ich zum guten Teil auf dem Dach eines öffentlichen Busses zurückgelegt, zwischen den Gepäckstücken, zwei Käfigen mit wertvollen Truthähnen und drei Karten spielenden Jungen, die ihr Interesse an mir bald verloren, weil wir keine Sprache finden konnten. Nur mit Michael, einem ernsten Studenten, den eine Familienfeier nach Hause führte, kam ich ganz flüssig ins Gespräch.

»Was hat Sie hierher verschlagen?«, fragte er.

»Die Lust zu verschwinden.«

»Und, gelingt es Ihnen?«

»Wie einem Schatten.«

»Aber der Schatten schneidet keinen Stein.«

Das war eine seltsame Art, sich zu unterhalten, und so ging es immer weiter. Ganz weltläufig verabschiedete er mich, als ich an der ersten Haltestelle auf dem Boden des

Toraja-Gebietes vom Dach des Busses kletterte, um irgendwo unterzukommen. Ich war kurz vor einem Sonnenstich, und der Sonnenbrand, den ich mir auf diesem Dach zugezogen hatte, hielt mich über die nächsten zwei Tage in einem Losmen, einem dieser familiären Gasthäuser Indonesiens, im Fieber fest.

Im festen Entschluss, tiefer in die dörfliche Provinz einzudringen, machte ich mich am dritten Tag zu Fuß auf. Die Reisfelder glitzerten, dass es den Augen weh tat, das frische Grün der Setzlinge war lebendig, weil immer ein Lufthauch durch die Gräser ging und die monochrome Fläche belebte. Nirgends zeigt die Landschaft mehr als hier die elegante Asymmetrie Südasiens, und ich zog, mal wandernd, mal von Dorf zu Dorf trampend, tiefer und tiefer in das bäuerliche Leben hinein.

An einem Abend aber hatte ich mitten in einem engen, von Gräsern zu beiden Seiten zugewucherten Hohlweg eine Erscheinung: Das unwahrscheinlichste aller Fahrzeuge stand reglos wie ein weißer Büffel mitten auf dem Scheitelpunkt des Feldwegs – eine Limousine. Der indonesische Fahrer mit beiden Händen auf dem Lenkrad und aufgerissenen Augen trug auch tatsächlich eine Livree, und auch er war wie erstarrt, vielleicht weil mein Anblick in der Senke dieses Weges ähnlich überraschend auf ihn wirkte wie er auf mich in seinem Ufo.

Ich näherte mich dem Wagen, als auf der Hälfte der Strecke die Tür im Fond aufging, ohne dass sonst etwas zu hören und zu sehen gewesen wäre. Auch wandte der Fahrer nur seinen Kopf nach mir, machte aber keinerlei

Zeichen. Als ich mich schließlich zur geöffneten Tür hinabbeugte, erblickte ich im Inneren einen schmalen, elegisch hingeräkelten Amerikaner im weißen Anzug, mit einem beschlagenen Mineralwasserglas in der Linken und dem Gesichtsausdruck eines wahren Dekadents gesegnet, verfeinert verdorben.

Nach einem kurzen, prüfenden Wortwechsel, den ich offenbar bestand, wurde mein Gepäck verstaut, und ich durfte an der Seite des Amerikaners in die klimatisierte Tiefe des Wagens sinken, eisgekühltes Wasser trinken und vom Reisen aus meiner Perspektive erzählen.

Der Mann, ein an Geld und Phobien reicher Herzchirurg, blickte währenddessen immer mal wieder wie pflichtschuldig in die Landschaft. Doch diese Blicke erschöpften sich rasch. Mäßig interessiert, aber mit sich selbst offenbar auf missvergnügte Weise zufrieden, ließ er sich in der einen Woche Jahresurlaub, die ihm geblieben war, von einem indonesischen Fahrer durchs Grüne fahren. Dieser stammte aus dem nahegelegenen Rantepao, lebte aber gerade als Student in den USA und fiel deshalb nicht mehr ganz so indonesisch aus.

»Also, ich fang noch mal an«, sagte der Fahrer, der Arzt lächelte gequält. »Sitzt ein Mann auf der Tanksäule ...« Der Arzt schenkte mir ein bedauerndes Lächeln. »Und holt sich einen runter.« Der Arzt zuckte tolerant die Schultern: na wenn schon. »Kommt eine Frau und fragt: Sagen Sie, ist das normal? Nee, sagt der Mann, das ist Super.«

»Das ist sehr lustig«, erwiderte der Chirurg ernst und

duckte sich in den Schutz des Wagens, den er, wie ich später erfuhr, auch für Tempelbesuche nicht gern verließ.

Als er einmal verschwand, um von einem Hügel aus ein Foto zu schießen, klagte mir der Fahrer im Stakkato sein Leid: Er bekomme kaum zu essen, Fleisch schon gar nicht, rauchen dürfe er nicht einmal im Freien, dauernd solle er Witze erzählen, und überhaupt seien die Absichten des Reisenden undurchsichtig. Ebenso undurchsichtig war mir das Prinzip dieser Reise, das allem Charakteristischen eher aus dem Weg ging und alles andere bloß aus dem Schutz des Autos wahrnahm.

Als der Chirurg zurückkehrte, fragte er den Fahrer:

»Was werden wir als Nächstes sehen?«

Auf unbeholfene Weise beschrieb der Fahrer einen Tempel, der Chirurg hörte mit halb geschlossenen Augen zu und zog einen Flunsch. Da schloss der unermüdliche Mann hinter dem Steuer seine blumige Beschreibung ab mit dem Zusatz: »an unforgettable moment!« Der Reisende würde auch den über sich ergehen lassen, suchte die Reislandschaft nach einem Fixpunkt ab und setzte nach:

»Und heute Abend?«

»Wir werden den Mount Pedang besteigen, wir werden ganz Rantepao überblicken können, noch dazu bei Sonnenuntergang. And this will be another unforgettable moment.«

Das, so begriff ich jetzt, war das Prinzip der Reise: Der Chirurg befand sich im unerbittlichen Griff des Chauffeurs, und dieser zog ihn am Nasenring, denn er hatte

die Zauberformel gefunden, mit der man den erkalteten Reisenden durch die Strapaze seiner Fernreise schleppen konnte: das größte Versprechen. Von »unforgettable moment« zu »unforgettable moment«. Er würde da stehen im heimatlichen Krankenhaus von Denver, Colorado, die OP-Türen würden sich hinter ihm schließen, aber sie hätte er im Handgepäck, diese persönlichen »unforgettable moments«, und er würde seinen Kollegen erzählen und in der Erzählung alles Erlebte zum ersten Mal selbst »unforgettable« finden. Wer wollte dem Strom der Erfahrungen nicht etwas entreißen, das so hieße, und womit köderte man einen, den keine Sehenswürdigkeit, keine architektonische oder kulturhistorische Bedeutung scherte? Mit dem namenlosen Unvergesslichen.

Eine Dämmerung lang habe ich neben dem ratlosen Mediziner die Pracht des unvergesslichen Sonnenuntergangs genossen, der sich an diesem Abend als vergesslich entpuppte. Die Wolkenbänke zogen gleichmütig vor den Horizont und wollten sich nicht anschicken, den Blick freizugeben. Da ging die Sonne mürrisch unter. Ich verabschiedete mich von dem Chirurgen und mit komplizenhaftem Lächeln auch von seinem Fahrer.